

GRAHAM MASTERTON

Bestialisch

Unmenschliche Geschichten

Diese Ausgabe erscheint als signierte und nummerierte
Sammlerausgabe von 666 Exemplaren und gelangt
nicht in den offiziellen Buchhandel.

FESTA

Einmalige Auflage 2013
Copyright © dieser Ausgabe 2013 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Sohn der Bestie
Seite 7

Ein gefundenes Fressen
Seite 51

Das geheime Shih-Tan
Seite 67

Eine wahre Heldin
Seite 103

Wenn die Luft fehlt
Seite 135

Herzlos
Seite 167

Die Hochzeitssuite
Seite 183

Eric, die Pastete
Seite 207

Picknick am Lac Du Sang
Seite 225

Sepsis
Seite 265

Die Burger von Calais
Seite 293

Nachwort von Dirk Berger
Seite 335

Graham Masterton – Deutschsprachige Bibliografie
Seite 343

SOHN DER BESTIE

Helen ließ ihren pinkfarbenen Frotteebademantel zu Boden fallen und wollte gerade in die Dusche steigen, als ihr Handy die Melodie von *I Say A Little Prayer* spielte.

»Shit.« Sie fühlte sich müde und verspannt, nachdem sie die ganze Nacht in Grear Aly im Auto gehockt und auf einen mutmaßlichen Vergewaltiger gewartet hatte, der dann aber nicht aufgetaucht war. Das Lied begann immer wieder von Neuem und sie wusste, dass der Anrufer nicht aufgeben würde, bis sie dranging. Sie angelte sich das Telefon vom Deckel des Wäschekorbs und meldete sich mit einem lustlosen »Foxley«.

»Habe ich dich geweckt?«, fragte Klaus.

»Mich geweckt? Ich bin bisher nicht mal dazu gekommen, ins Bett zu kriechen.«

»Tut mir leid, aber Melville möchte, dass du so schnell wie möglich kommst. Hausmans Nachtkantine an der East Eighth Street. Sieht so aus, als hätte Son of Beast wieder zugeschlagen.«

»Scheiße.«

»Ja, das kannst du laut sagen.«

Sie parkte ihren Pontiac Sunfire in Rotmetallic auf der gegenüberliegenden Straßenseite der East Eighth Street und überquerte die Fahrbahn durch den wirbelnden Schnee. Es war bitterkalt und sie wünschte, sie hätte an ihre Handschuhe gedacht. Sie näherte sich dem Restaurant und schob die Kapuze ihres dunkelblauen Dufflecoats zurück, damit die zwei Beamten am Eingang sie erkannten.

Klaus Geiger stand da und unterhielt sich mit dem Inhaber. Ihr Kollege war groß und breitschultrig und wirkte eher wie ein Linebacker des örtlichen Football-Teams als wie ein Kriminalbeamter. Neben seinem verwuschelten schmutzblonden Haar fielen ihr vor allem die dunklen Ringe unter seinen Augen auf.

»Du siehst aus, als hättest du auch nicht geschlafen«, begrüßte ihn Helen.

»Hab ich auch nicht. Greta bekommt gerade zwei neue Zähne.«

»Die Freuden der Elternschaft, was?«

Klaus wandte sich an den Eigentümer und sagte: »Mr. Hausman, das ist Detective Foxley von der Einheit für Personenverbrechen. Mr. Hausman kam heute Morgen gegen 5:45 Uhr hierher, um aufzuschließen, und fand das Schloss der Hintertür aufgebrochen vor.«

Der Inhaber setzte seine Brille ab und putzte sie mit einer zerknitterten Papierserviette. Ihm gingen die Haare aus. Die Haut des Mittfünfzigers besaß die Farbe von Leberwurst, an der linken Seite seines Kinns prangte ein großes Muttermal. »Ich weiß nicht, wie jemand so etwas tun kann. Es ist, als hätte er zwei Menschen auf einmal umgebracht. Schrecklich.«

Wortlos ging Helen zur Leiche der jungen Frau hinüber. Diese lag mit dem Kopf zwischen zwei Barhockern auf dem Rücken. Ihr schwarzes Wollkleid war bis zu den Achselhöhlen hochgeschoben, und obwohl sie noch einen schwarzen Spitzen-BH trug, fehlte ihr Slip. Jemand hatte mehrere Schichten Frischhaltefolie um ihren Kopf gewickelt, sodass ihre Augen wie bei einem Koi hervortraten, der dicht unter der Oberfläche eines zugefrorenen Teichs schwamm.

Wie alle neun vorherigen Opfer war sie hochschwanger – im siebten oder achten Monat. Ein Polizeifotograf lichtete sie aus allen erdenklichen Perspektiven ab, während ein Kriminaltechniker in einem weißen Tyvek-Overall neben ihr kniete. Er sah

fast aus, als ob er betete, nahm aber in Wirklichkeit Proben von Körperflüssigkeiten mit einem Wattestäbchen.

Durch das unregelmäßige Aufblitzen der Kamera wirkte es, als würde der Körper der jungen Frau in die Höhe springen und sei noch am Leben. Helen beugte sich über sie. Soweit sie feststellen konnte, ohne die Folie vom Kopf abzuwickeln, war das Opfer jung und ziemlich attraktiv. Sie erspürte Sommersprossen und kurzes brünettes Haar.

»Wissen wir, um wen es sich handelt?«, fragte Helen.

»Karen Marie Dozier«, antwortete ihr Klaus. »24 Jahre alt. Laut Bibliotheksausweis wohnt sie in der Indian Hills Avenue in St. Bernard.«

Es bestand kein Grund, sich zu erkundigen, ob sexuelle Übergriffe auf die junge Frau stattgefunden hatten. Auf ihren Schenkeln zeichneten sich violette Quetschungen ab, die von Fingern stammten, und ihre geschwollene Vagina lief über mit blutdurchsetztem Sperma.

Klaus sagte: »Dieselbe Vorgehensweise wie bei allen anderen. Und die gleiche Visitenkarte.«

Er hielt eine durchsichtige Beweistasche in die Höhe. Darin steckte ein Fahrschein für Son of Beast, die riesige Holzachterbahn im Paramount-Vergnügungspark von Kings Island, mehr als 66 Meter hoch und 2,1 Kilometer lang, deren Wagen in der Spitze mit 126 Stundenkilometern die bis zu 56 Grad steilen Gefälle hinabrauschten. Helen hatte sie nur einmal ausprobiert und sich danach ähnlich elend gefühlt wie an diesem Morgen.

»Es sind neun«, sagte Lieutenant Colonel Melville. »Neun schwangere Frauen, die innerhalb von 16 Monaten vergewaltigt und erwürgt wurden. *Neun*.«

Er schwieg und atmete so heftig ein, dass es durch sein linkes Nasenloch pfiiff.

»Der Täter hat uns Dutzende von Fingerabdrücken hinterlassen. Er geht so verdammt großzügig mit seiner DNS um, dass wir den Bastard klonen könnten, wenn uns ein Genlabor zur Verfügung stünde. Er hinterlässt immer ein Ticket für die Achterbahn. Trotzdem kennen wir sein Motiv nicht, haben keinen einzigen glaubwürdigen Zeugen und nicht eine einzige konkrete Spur.«

Er hielt ein Exemplar des *Cincinnati Enquirer* mit dem Aufmacher NEUNTER MORD AN WERDENDER MUTTER: POLIZEI WEITERHIN RATLOS hoch.

Lieutenant Colonel Melville war klein und stämmig, mit stacheligem weißem Haar und einem Kopf, der immer aussah, als stehe er kurz vorm Explodieren, selbst wenn er sich ausgeglichen fühlte. Heute war er so frustriert und wütend, dass er sich mit Mühe davon zurückhielt, die Zeitung wie ein Huhn zu strangulieren.

»Dieser Kerl stellt uns als Arschlöcher hin. Nicht nur das, keine schwangere Frau in dieser Stadt kann sich noch sicher fühlen. Das ist eine anhaltende Vorführung unserer Ermittlungsbehörde und der Polizei von Cincinnati insgesamt.«

»Vielleicht sollten wir es mit einem weiteren Köder probieren«, schlug Klaus vor. Er spielte auf die drei Versuche im Laufe des Sommers an, Son of Beast aus der Reserve zu locken, indem eine Polizeibeamtin spät abends mit einem künstlichen Babybauch durch die Innenstadt lief.

Helen schüttelte den Kopf. »Das hat bisher nicht geklappt, also wird es auch jetzt nicht funktionieren. Son of Beast schafft es irgendwie, eine tatsächlich schwangere Frau von einem Fake zu unterscheiden.«

»Wie zur Hölle gelingt ihm das?«, wollte Detective Rylance wissen. »Meint ihr, er ist Frauenarzt?«

Klaus sagte: »Eventuell ein Frauenarzt, den eine seiner Patientinnen wegen Fehlverhalten angezeigt hat und der sich jetzt an Schwangeren im Allgemeinen rächt.«

»Das glaube ich nicht«, meinte Helen. »Nicht mal ein Gynäkologe hätte erkannt, dass unsere Köder nicht wirklich schwanger sind. Höchstens, wenn er zu ihnen geht und ihren Bauch abtastet. Aber wenn Son of Beast sicher weiß, welche Frauen schwanger sind und welche nicht, hat er möglicherweise Zugriff auf medizinische Unterlagen.«

»Nur zwei der Opfer gingen zur selben Geburtsklinik«, erinnerte Klaus sie. »Es wäre nicht gerade leicht für ihn, sich Zugriff auf die Akten von sieben unterschiedlichen Krankenhäusern zu verschaffen – und denk dran, bei drei davon handelt es sich um Privatkliniken und eine von denen befindet sich in Covington.«

»Nicht gerade leicht, stimmt. Aber auch nicht unmöglich.«

»Okay, nicht unmöglich. Aber uns fehlt immer noch ein Motiv.«

Helen griff nach ihrem Styroporbecher, aber der Latte war inzwischen kalt und an der Oberfläche hatte sich eine runzlige Haut gebildet. »Wir sollten uns vermutlich mit der Frage beschäftigen, warum er immer ein Ticket für Son of Beast zurücklässt.«

»Er verspottet uns«, meinte Detective Rylance. »Er signalisiert uns damit: Hier bin ich und ich nehme euch auf die schaurigste Achterbahnfahrt mit, die euch je untergekommen ist. Ich werde euch in alle Richtungen durchschütteln. Ihr seid völlig hilflos.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich dir zustimme«, sagte Helen. »Ich denke, es steckt mehr dahinter.«

»Nun, gehen Sie der Sache auf den Grund, Detective«, forderte Lieutenant Colonel Melville. »Und Sie, Geiger, setzen sich noch einmal mit jeder einzelnen dieser Geburtskliniken in Verbindung und überprüfen jeden, der Zugriff auf ihre Unterlagen hat, ganz genau. Ich erwarte von euch allen ein anständiges Brainstorming. Ich brauche frische Blickwinkel. Frische Indizien. Ich möchte, dass ihr mir Zeugen auftreibt, die *wirklich* etwas gesehen haben. Ich möchte, dass wir diesen Hurensohn zur Strecke bringen und ihm die Eier an den Boden nageln.«

Helen kehrte an diesem Nachmittag gegen 15:30 Uhr in ihre Wohnung zurück, zog sich aus, duschte und warf sich aufs Bett. Draußen dämmerte es bereits und der Schnee fiel dichter denn je auf die Walnut Street, verschluckte den Straßenlärm. Sie konnte trotzdem nicht einschlafen und musste immer wieder an Karen Dozier denken, die durch die zahllosen Schichten Frischhaltefolie genauso zu ihr heraufstarrte, wie sie vermutlich ihren Vergewaltiger angestarrt hatte.

Sie glaubte, ein Kind weinen zu hören, dann das langsame Scheppern eines Achterbahn-Wagens, wie er sich der Spitze des ersten Anstiegs näherte. Aber das Weinen des Kindes entpuppte sich als Jaulen einer Katze und das Scheppern stammte vom Aufzug am anderen Ende des Gangs.

Sie knipste ihre Nachttischlampe an. 19:35 Uhr. Zum ersten Mal seit Langem vermisste sie Tony neben sich. Sie hatten sich Ende September getrennt, aus zahllosen Gründen, vor allem aufgrund ihrer unsozialen Arbeitszeiten und ihres Widerwillens, mit ihm zu schlafen, wenn sie gerade vom Tatort eines besonders grausamen Sexualverbrechens zurückgekehrt war. Sie fand es nahezu unmöglich, erregt zu sein, wenn sie den Tag damit verbracht hatte, einen zehnjährigen Jungen zu trösten, dessen Hodensack mit Zigaretten angesengt worden war. Oder ein 17-jähriges Mädchen, dem man gewaltsam eine Weinflasche in den Hintern gerammt hatte.

Sie ging in die Küche und schaltete den Wasserkocher an, um sich eine Tasse Kräutertee zu machen. In der Dunkelheit des Fensters sah sie ihr eigenes Spiegelbild – eine schlanke junge Frau, 31 Jahre und sieben Monate alt, mit ungepflegten, kurz geschnittenen Haaren und einer Art blässlicher, verwässerter Schönheit, die Männer fälschlicherweise glauben ließ, sie wäre hilflos und schwach. Sie beschloss, dass sie neue Nachtwäsche brauchte. In dem weißen, knielangen Schlafshirt, das sie trug, sah sie aus wie die Patientin einer Irrenanstalt.

Der Kessel begann, durchdringend zu flöten. Zur selben Zeit legte ihr Handy wieder mit *I Say a Little Prayer* los. Sie nahm die Kanne vom Aufsatz und meldete sich mit einem »Foxley«.

»Ich habe dich nicht aufgeweckt, oder?«

»Was ist denn das jetzt? Schon wieder ein Déjà-vu? Nein, du hast mich nicht geweckt. Ich bin viel zu müde, um zu schlafen.«

»Hier kam gerade ein alter Mann von der Straße reinspaziert und sagte, er könne uns mit Du-weißt-schon-wem helfen.«

»Ist er gerade in der Nähe?« Ihr war nicht entgangen, dass Klaus bewusst nicht von Son of Beast gesprochen hatte. Die Untersuchungskommission hatte bislang keine Informationen an die Öffentlichkeit gegeben, dass der Mörder der werdenden Mütter Achterbahn-Tickets an jedem Tatort zurückließ, und auch seinen Spitznamen verschwiegen.

»Klar. Er ist noch hier. Er sagt, er muss mit dir persönlich reden.«

»Mit *mir*? Warum muss er ausgerechnet mit mir reden?«

»Er behauptet, du wärst die Einzige, die es tun kann.«

»Ich verstehe nicht. Die Einzige, die *was* tun kann?«

»Er verrät mir keine genaueren Details. Hör mal!« Er senkte die Stimme. »Mag sein, dass er ein Spinner ist. Aber wir müssen nach jedem Strohalm greifen, und wenn er uns eine neue Spur verschafft ...«

Helen zupfte an ihren Haaren. Ihr Spiegelbild im Küchenfenster zog ebenfalls an ihren Haaren, obwohl Helen sich einbildete, dass ihr Spiegelbild es deutlich zögernder tat als sie selbst. »Okay«, meinte sie. »Ich schaffe es in 20 Minuten auf die andere Seite der Stadt. Spendier deinem Spinner eine Tasse Kaffee oder so. Sorg dafür, dass er weiterredet.«

Sie fuhr rüber zur Zentrale der Cincinnati Police am Ezzard Charles Drive. Die Scheibenwischer kämpften flatternd den

Schnee von den Scheiben. Klaus hockte in der 3. Etage auf dem Rand seines Schreibtischs und unterhielt sich mit einem betagten Mann, der einen sehr langen schwarzen Mantel trug. Tausende von Falten zogen sich kreuz und quer über sein Gesicht, so wie extrem weiches Leder, das unzählige Male geknittert worden war. Ein altmodischer schwarzer Homburger-Hut lag auf seinem Schoß und seine Hände, die in schwarzen Lederhandschuhen steckten, falteten sich adrett darüber.

Klaus stand auf, als Helen das Büro betrat. »Das ist Detective Foxley, Sir. Foxley, das ist Mister ...«

»Hochheimer«, unterbrach ihn der Alte, kam auf die Füße und zog seinen rechten Handschuh aus. »Joachim Hochheimer. Ich habe heute Abend in der *Post* von den Morden an den schwangeren Frauen gelesen.«

Helen legte ihren Mantel nicht ab. »Und Sie glauben, Sie können uns weiterhelfen?«

»Ich halte es für möglich. Aber wie ich Ihrem Kollegen bereits gesagt habe, erfordert das ein erhebliches Opfer von Ihrer Seite.«

»Okay, von was für einem erheblichen Opfer reden wir genau?«

»Stört es Sie, wenn ich mich wieder hinsetze? Meine Hüfte, nun, ich bekomme bald ein neues Gelenk.«

»Nein, tun Sie sich keinen Zwang an. Klaus – wäre es zu viel verlangt, dass du mir einen Kaffee besorgst? Ich glaube, ich fange schon an, zu halluzinieren.«

»Kein Problem.«

Als Klaus das Büro verlassen hatte, sagte der alte Mann: »Junge Frau, es dürfte Ihnen sehr schwerfallen, zu glauben, was ich Ihnen jetzt erzähle. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Sie mich als senil oder geistesgestört abstempeln. Aber falls Sie tatsächlich diese Meinung von mir haben, was kann ich da schon tun?«

»Mr. Hochheimer, wir untersuchen eine Serie ausgesprochen brutaler Tötungsdelikte. Wir begrüßen jegliche Hinweise, selbst,

wenn sie auf den ersten Blick verrückt erscheinen. Ich will damit nicht andeuten, dass Ihre Hinweise verrückt wären. Ich kenne sie schließlich noch gar nicht. Aber ich möchte Ihnen damit zu verstehen geben, dass wir Ihr Kommen zu schätzen wissen, was auch immer Sie uns erzählen möchten.«

Mr. Hochheimer nickte sehr ernst. »Natürlich. Ich betrachte es als Ehre, dass Sie überhaupt bereit sind, mir zuzuhören.«

»Also«, sagte Helen und setzte sich neben ihn. »Worum geht es denn?«

Er räusperte sich. »Wie Sie wissen, kamen Mitte des 19. Jahrhunderts zahllose deutsche Immigranten nach Cincinnati, um an den Docks des Ohio River und in den Fleischfabriken zu arbeiten. Zu diesen Einwanderern zählte auch eine Familie, die ursprünglich aus Reutlingen stammte, tief in den Wäldern der Schwäbischen Alb. Sie flüchteten damals nicht vor der Armut, sondern vor einer schonungslosen Hetzjagd und massiven Vorurteilen.«

»Sie waren Juden?«

»Oh, nein, keine Juden. Sie waren ein gänzlich anderes Völkchen. Anders als Sie, anders als ich. Anders als der Rest der Menschheit. Ihre Blutlinie führt in die Stadt Leipzig und zur dortigen Universität, die zu den ältesten der Welt gehört. Im 15. Jahrhundert führten dort einige Mediziner geheime genetische Experimente durch, um zu untersuchen, ob sie in der Lage sind, menschliche Lebewesen mit einigen charakteristischen Eigenschaften von Tieren, Fischen oder Insekten auszustatten.

Beispielsweise versuchten sie, Frauen mit dem Samen von Lachs zu befruchten, um zu sehen, ob daraus ein Nachkomme entsteht, der unter Wasser schwimmen kann, ohne atmen zu müssen. Es folgten ähnliche Versuchsreihen mit Hunden, Pferden und sogar Spinnen.

Heutzutage halten wir solche Experimente für Blödsinn, aber wir dürfen nicht vergessen, dass im Jahr 1430 die Menschen

davon überzeugt waren, dass eine Schwangere, die sich vor einem Hasen erschreckt, ein Kind mit Hasenscharte zur Welt bringt, oder dass ein Albinobaby darauf zurückzuführen war, dass die Mutter während der Schwangerschaft zu viel Milch getrunken hat.«

»Reden Sie weiter«, sagte Helen.

»Natürlich schlugen so gut wie alle Experimente fehl. Aber eines davon – nur ein einziges – ließ sich als bedingter Erfolg verbuchen. Ein junges Hausmädchen namens Mathilde Festa wurde mit dem Sperma eines Blutegels befruchtet. Dahinter steckte die Idee, dass man ihr Kind, wenn es erwachsen war, als Arzt ausbilden wollte, der infiziertes Blut selbst aus den Wunden seiner Patienten saugt, ohne dafür auf damals in der Medizin verbreitete Egel zurückzugreifen.«

Was für ein Spinner, dachte Helen. Wenn man sich überlegt, dass ich aufgestanden und quer durch die Stadt gefahren bin, um mir das anzuhören!

»Entschuldigen Sie«, warf sie ein und versuchte, interessiert zu klingen. »Ich dachte, Blutegel wären Zwitterwesen, genau wie Austern.«

»Das sind sie auch, aber sie produzieren trotzdem Samen. Manche Unterarten von Egel besitzen bis zu 80 Hoden.«

»80? Tatsächlich? Da dürfte aber eine Menge Sperma drinstecken.«

Mr. Hochheimer schloss für einen Moment die Augen, als ob er sich bemühte, besonders geduldig mit ihr zu sein.

»Tut mir leid«, sagte Helen. »Ich bin ein bisschen erschöpft, das ist alles. Ich habe seit 37 Stunden nicht geschlafen. Und ich fange an, mir die Frage zu stellen, worauf Sie hinauswollen.«

Mr. Hochheimer öffnete die Augen wieder und lächelte sie an. »Ich kann Ihre Skepsis nachvollziehen. Ich sagte ja schon, dass es nicht einfach wird, mir zu glauben. Aber Tatsache ist, dass Mathilde Festa ein auf den ersten Blick völlig normal aussehendes

Baby zur Welt brachte, abgesehen von der Haut des Jungen, die leicht *fleckig* wirkte. Außerdem wurde er mit vier Zähnen geboren, die roh und gezackt waren, wie bei einem Blutegel.

Nach seiner Geburt hielten ihn die Mediziner in Leipzig versteckt, weil die Natur der durchgeführten Experimente die Verantwortlichen der Universität und die Kirche empört hätte. Doch als der Junge vier Jahre alt war, gelang es ihm, aus dem eingezäunten Garten zu fliehen, in dem er spielte.

Die Ärzte fanden ihn zwei Tage später auf dem Dachboden eines verlassenen Hauses ganz in der Nähe. Er lag in einem tiefen Koma. Neben ihm lag die Leiche eines anderen kleinen Jungen, der so blass und *eingefallen* wirkte, dass sie nicht glauben konnten, einen Menschen vor sich zu haben. Mathilde Festas Sohn hatte den Kleinen gebissen und bis auf den letzten Milliliter Blut, Körperflüssigkeit und Knochenmark aus ihm herausgesaugt, bis von dem bedauernswerten Kind nichts weiter übrig blieb als ein leerer Sack aus ausgedorrter Haut und vertrockneten Rippen.

Noch bemerkenswerter war allerdings, dass der Sohn von Mathilde Festa nahezu auf die doppelte Körpergröße angewachsen war. Wie erwähnt, er war nur vier Jahre alt, als er aus dem Garten weglief, doch nun sah er aus wie ein Achtjähriger.«

»Das hört sich zunehmend nach etwas an, das die Gebrüder Grimm geschrieben haben«, warf Helen ein.

»Ein Märchen, ja. Da gebe ich Ihnen recht. Hätten sie Mathilde Festas Sohn an Ort und Stelle erdrosselt, was das Beste gewesen wäre, hätte die Sache ein schnelles Ende gefunden und niemand wüsste heute noch, dass es wirklich passiert ist.«

»Aber sie haben ihn nicht erdrosselt?«

»Nein. Zumindest zwei der Ärzte wollten auf keinen Fall ihr Lebenswerk opfern. Sie glaubten, dass der Tod eines kleinen Jungen ein geringer Preis dafür sei, erfolgreich eine von Gottes Kreaturen mit einer anderen zu kreuzen. Sie schmuggelten

Mathilde Festa und ihren Sohn nach München und von dort nach Reutlingen, wo er tief in den Wäldern wie ein normales Kind aufwuchs. Oder so normal, wie es ein Kind sein kann, das halb Mensch und halb Blutegel ist. Mathilde Festa taufte ihn Friedrich.«

»Ich will Sie nicht drängen, Mr. Hochheimer, aber es wird langsam spät, und ich bin wirklich müde. Worin genau besteht die Relevanz für unseren Fall mit der Ermordung der schwangeren Frauen?«

Joachim Hochheimer hob eine Hand, um Helen anzudeuten, dass sie sich noch ein wenig gedulden musste.

»Als Friedrich zu einem Mann herangewachsen war, nahm er sich eine Frau – ein ganz einfaches Bauernmädchen, das bis dahin vergeblich nach einem anderen Ehemann gesucht hatte. Sie waren sehr glücklich miteinander, in jeder Hinsicht, aber die anderen Menschen in Reutlingen schikanierten sie, weil Friedrich so merkwürdig aussah und auch, weil seine Frau geistig zurückgeblieben war. Kinder schleuderten Steine gegen ihre Hütte und wenn sie ausgingen, drohten ihnen die Leute mit der Faust und spuckten sie an.

Eines Tages, als sie aus dem Dorf nach Hause lief, griff eine Bande junger Männer die Frau von Friedrich an. Sie war zu dieser Zeit mit seinem ersten Kind schwanger. Die Geburt stand unmittelbar bevor. Die Kerle zerrten sie in einen Schuppen, und einer von ihnen vergewaltigte sie. Zumindest *versuchte* er, sie zu vergewaltigen.«

Er zögerte und knetete seine Hände, als wüsste er nicht, ob er wirklich fortfahren sollte. Seine Lederhandschuhe gaben ein leises Knarzen von sich.

»Sprechen Sie ruhig weiter«, meinte Helen. »Ich beschäftige mich täglich mit Sexualverbrechen, Mr. Hochheimer. Mich kann so schnell nichts schockieren.«

»Dies hier, junge Dame, dürften Sie trotzdem noch nicht gehört

haben. Als der junge Mann gewaltsam versuchte, in Friedrichs wild strampelnde Frau einzudringen, platzte ihre Fruchtblase. Die Gebärmutter öffnete sich und das Baby in ihrem Körper schnappte mit seinen Zähnen nach dem Penis des Angreifers.

Der Kerl brüllte. Seine Freunde halfen ihm dabei, sich zu befreien. Aber das Baby kam ebenfalls heraus, die Zähne noch immer in den Penis geschlagen. Selbst, als seine Freunde das Baby mit Stöcken attackierten, weigerte es sich, ihn freizugeben. Er wurde ohnmächtig und die anderen rannten weg.

Am nächsten Morgen fand Friedrich seine Frau im Schuppen liegend vor, unglaublich schwach, aber noch am Leben. Dicht neben ihr lag schlafend ein junger Mann, nackt und fast ausgewachsen. An seiner Seite, zwischen den Strohballen, entdeckte Friedrich etwas, das als zerknittertes Nachthemd beschrieben wurde. Allerdings befand sich ein lebendiges Gesicht darauf. Ein Gesicht ohne Augen und mit büschelweise Haaren.«

Helen lehnte sich zurück. »Das ist wirklich eine ziemlich unglaubliche Geschichte, Mr. Hochheimer.«

»Einer der Ärzte aus Leipzig hat die Vorfälle sehr detailliert niedergeschrieben, und seine Erzählung ist nach wie vor in der Universitätsbibliothek archiviert. Ich habe sie dort selbst gelesen.«

»Halten Sie es für wahr?«

»Ich versichere Ihnen, es ist die reine Wahrheit. Die Nachfahren der Familie, von der ich gesprochen habe, leben immer noch hier in Cincinnati.«

»Nun, es ist eine sehr interessante Geschichte, Sir. Aber wie soll sie uns bei der Aufklärung dieser Mordserie helfen?«

»Es hieß in der *Post*, dass Sie trotz einer Fülle von Beweisen bislang nicht in der Lage sind, Ihren Verdächtigen ausfindig zu machen. Es hieß weiter, dass Sie es sogar mit weiblichen Lockvögeln versucht haben, die vorgaben, schwanger zu sein, aber Ihr Verdächtiger scheint zu wissen, dass sie nicht echt sind.«

WENN DIE LUFT FEHLT

Es gibt manche Typen, die müssen immer am Limit leben, dem Tod auf der Klinge tanzen, um jeden Preis. Ich habe das nie begriffen. Ich kann mit Angst nichts anfangen. Ich fand immer, dass es genug Erfahrungen im Leben gibt, die deine Nerven zum Klingeln bringen. Etwa dicht neben der Frau aufzuwachen, die du liebst, oder mitten im Sommer eine Straße entlangzuschlendern.

Wer muss unbedingt am absoluten Limit leben? Wer muss ständig seine Sterblichkeit auf die Probe stellen, wieder und wieder, als könnte er sein Glück nie ganz fassen, am Leben zu sein?

Möglicherweise hat es etwas mit dem Naturell bestimmter Spermien zu tun. Manche von ihnen besitzen nicht allzu viel Selbstvertrauen und wenn sie die Eizelle durchdringen, bleiben sie einfach liegen, zitternd, mit abgefallenem Schwanz, und denken: Verdammt, kaum zu glauben, Mann, unter all diesen Millionen und Abermillionen von Spermien hab ich mich tatsächlich durchgesetzt. Ich werde überleben, Kumpel, während all die anderen verschwinden, ausgeblendet werden wie eine Massenszene in einem Stummfilm von 1912 – wie unbekannte Soldaten an der Westfront, die vom Senfgas dahingerafft werden.

Aber mein Freund Jamie Ford, der musste ständig am Limit leben. *Darüber hinaus*, genau genommen, mit den Zehen weit über dem Abgrund, wenn du verstehst, was ich meine. Nichts als reiner Zufall stand noch zwischen ihm und dem Sturz in die Tiefe. Mein Freund Jamie Ford hatte für sich entdeckt, was es heißt, zu ersticken.

Einen Choke, so nannte er es immer. Sagte: »Ich genehmige mir 'nen Choke, Mann. Ich seh dich nachher beim Sport.« Und es gab nichts, was ich dagegen unternehmen konnte. Ich meine, was hätte ich tun sollen? Wir waren beide Kids und gingen beide zur Sherman Oaks Senior High. Wir waren Freunde, wir waren Blutsbrüder und wir schnitten uns in die Daumen und teilten unser tatsächliches Lebenselixier.

Ich wusste alles über ihn. Ich kannte die Narbe an der linken Seite seines Kopfs, dort, wo seine blonden Borstenhaare nicht wachsen wollten. Ich kannte die graublauere Farbe seiner Augen. Ich kannte sämtliche Songs, deren Texte er im Kopf hatte, und all seine Erinnerungen. Ich kannte sein Zimmer genauso gut wie er. Wusste, wo er die *Superboy*-Comics aufbewahrte oder seine *Playboy*- und *Penthouse*-Hefte versteckte.

Ich kannte sogar den Namen seiner imaginären Freundin, die er sich zugelegt hatte, als er drei Jahre alt war.

Seine imaginäre Freundin, die mit Vornamen Wendy und mit Nachnamen Luftfehlt hieß.

Wendy Luftfehlt.

Er erzählte mir, dass es etwas mit seinem Kissen zu tun hatte, dem Kissen in seinem Gitterbett. Es roch so sauber und fühlte sich so weich an, dass er nichts anderes wollte, als seinen Kopf darin zu vergraben und nicht mehr zu atmen, nie wieder. Und seine Mutter hatte sich über das Laufgitter gelehnt, das Gesicht verzerrt vor lauter Panik, und gerufen: »Nein! Nein, Jamie! Nein, Schatz! *Wenn die Luft fehlt*, das ist nicht gut!«

Sie hatte ihm sein wunderbares Kissen weggenommen, aber Jamie fand andere Möglichkeiten, sich vom Atmen abzuhalten. Er wickelte den Kopf in die Bettdecke ein, in mehreren Lagen, bis keine Luft mehr an Nase und Mund drang.

Eines Tages, er war gerade elf, fand ihn seine Mutter nackt auf dem Küchenboden, mit einer Plastik-Einkaufsstütze über dem Kopf,

die Gesichtszüge als knittrige Maske hinter den Hallmark-Aufdruck gesaugt.

Dr. Kennedy sagte damals, dass er nur mit Glück überlebt habe. Wäre Wendy Luftfehl für eine halbe Minute länger geblieben, wäre er tot gewesen.

Seine Mutter erinnerte sich nur noch, dass er sich gegen sie gewehrt hatte. Verzweifelt, als ob er unbedingt sterben wollte. Seine Mutter erinnerte sich ebenso an seinen steifen Penis.

Seine Mutter war hübsch. Ich sehe sie noch genau vor mir. Zierlich, mit denselben graublauen Augen wie Jamie, immer ein bisschen traurig. Sie trug meistens eine himmelblau karierte Cowgirl-Bluse, die ich sehr mochte wegen ihrer extrem vollen Brüste, und wenn sie sich nach vorn beugte, um Butter auf meinen Maiskolben zu schmieren, konnte ich ihren Büstenhalter sehen.

In der sechsten Klasse waren wir nach und nach alle körperlich reif genug, um zu ejakulieren. Jedenfalls die meisten von uns, und diejenigen, die es noch nicht konnten, taten zumindest so. »Na klar, ich habe gestern Nacht ein ganzes Schnapsglas voll abgespritzt. Es flog direkt aus dem Fenster und ist auf der Katze gelandet. Sah aus, als hätte sie ihre Schnauze in die Sahne getaucht. Har-har-har!«

Damals fing es bei Jamie mit seinen Chokes an. Verflucht, mir wird eiskalt und kribbelig, wenn ich nur daran denke. Wäre ich damals schon erwachsen gewesen, hätte ich ihn davon abgehalten, notfalls mit Gewalt. Und ich hätte darauf bestanden, dass er eine Therapie macht. Aber wenn du selbst noch ein Kind bist, denkst du nicht so. Du bist noch völlig unerfahren, ein bisschen durchgeknallt, glaubst an Mythen und Legenden und bist ausgesprochen abergläubisch, wirst von deinen Hormonen, deinen Ängsten und Erwartungen gesteuert. Von Pickeln und Verlegenheit.

Was sollte ich schon machen? An die Tür des Direktors klopfen,

zu diesem vertrockneten Kerl mit den tiefen Schluchten im Gesicht reingehen und sagen: »Bitte, Mr. Marshall, was soll ich nur tun? Mein Freund Jamie hängt sich ständig auf und holt sich dabei einen runter.«

Aber genau das war es ja, was Jamie trieb. In fast jeder Pause schloss er sich in einer der Toiletten im Naturwissenschaftstrakt ein, die in dieser Zeit kaum jemand nutzte. Er zog sämtliche Klamotten aus. Dann knotete er ein feuchtes Handtuch zu einer Schlinge, warf es über den Mantelhaken auf der Innenseite der Tür und hängte seinen Kopf hinein. Alles, was er dann noch tun musste, war, eine Vierteldrehung zu vollziehen und seine Füße vom Boden wegzubekommen. Er erhängte sich im wahrsten Sinne des Wortes, während sein Schwanz hart wie ein Brett auftrug und die Wichse aus ihm herausschoss und die Wände bespritzte.

Einmal erschien er nicht rechtzeitig zum Unterricht und ich rannte in die Toiletten und kletterte über die Trennwand, wo ich ihn aschfahl und wimmernd vorfand, die Finger zwischen dem feuerrot aufgeschürften Nacken und dem eng geschlungenen Handtuch eingeklemmt. Er hatte es nicht geschafft, sich selbst zu befreien. Er zitterte und war blass, von seinen Schenkeln tropfte das Sperma. Ich zerschnitt das Handtuch mit meinem Schweizer Armeetaschenmesser und half ihm runter. Er kam mir vor wie Jesus am Kreuz – mager und gequält, eine Seele, die dringend Erholung und einen Sündenerlass brauchte. Ich werde niemals vergessen, wie sehr er zitterte.

Wenn er danach mal wieder einen seiner Chokes ankündigte, folgte ich ihm in der Regel so leise wie möglich und wartete vor der Kabine, während er sich aufhängte und masturbierte. Ich konnte es nicht ertragen. Ich konnte die Würgegeräusche nicht ertragen oder das strangulierte schwere Atmen voller Lust oder das Geräusch seiner nackten Fersen, die gegen die Tür knallten.

Aber ich war bereits reif genug, um zu verstehen, dass es nichts nützte, wenn ich versuchte, ihn davon abzuhalten. Er würde sich dann nur woandershin schleichen, wo ich nicht auf ihn aufpassen konnte. Vermutlich würde er sich eines Tages damit umbringen, aber ich ließ nicht zu, dass es passierte, solange *ich* in der Nähe war. Das schwor ich mir zumindest.

In einer gewissen Weise, aber nicht auf eine homosexuelle, liebte ich ihn. Er sah so gut aus, war so unberechenbar, so gefährlich, ein echter Kumpeltyp. Er fragte mich mal, ob er mir einen blasen sollte, nur damit ich ausprobieren konnte, wie es sich anfühlte, aber ich lehnte ab. Ich hatte das Gefühl, dass er es nur anbot, um seinen Rachen vollständig mit Penisfleisch auszufüllen, damit er kaum noch zu atmen vermochte.

Er jagte mir Angst ein. Ich wusste, dass es ihn eines Tages das Leben kosten würde. Wahrscheinlich liebte ich ihn gerade deshalb so sehr.

Am Tag der Abschlussfeier, als das Schulorchester *Colonel Bogey* spielte und die Sonne den Rasen mit ihren Strahlen sprenkelte, fiel mir plötzlich auf, dass ich ihn nirgendwo entdeckte. Die ersten Studenten reihten sich schon hinter dem Rednerpult auf, um ihre Diplome entgegenzunehmen, die Stimme des Direktors wurde verstärkt als Echo von den Wänden der Turnhalle zurückgeworfen und ich geriet in Panik. Wenn ich nicht innerhalb der nächsten 90 Sekunden auf der Bühne stand, würden mich Mom und Dad mit den Ohren an der Wäscheleine aufhängen. Aber Jamie war vermutlich unterwegs zu einem weiteren seiner Chokes und falls ich mich nun unter die Feiernenden mischte und er starb, weil ich nicht da war, um ihn zu retten, würde der Tag meiner Entlassung aus der Schule ein Tag der Schuld und des Schmerzes werden – nicht nur heute, sondern auch an jedem künftigen Jahrestag, für alle Zeiten.

Ich rannte mit flatternder Robe zum Waschraum, riss alle Türen

auf, aber er war nicht da. Ich lief zu den Umkleiden und rief seinen Namen, aber auch dort fand ich ihn nicht.

Er war tot, ganz sicher. Der allerletzte Tag, die allerletzte Minute, in der ich mich für ihn verantwortlich fühlte, und er war tot.

Ich stürmte in den Aufenthaltsraum der Abgangsklasse mit den blauen Pastellwänden, den Teppichfliesen und den Postern von Jefferson Airplane und Grateful Dead. Und da war er, lag auf dem Boden, splitterfasernackt, sein Kopf wie die Mumie aus einem Science-Fiction-Streifen in Frischhaltefolie eingewickelt. Seine Augen starrten. Er rang nach Luft. Kämpfte um Luft. Die Folie beschlagen mit Lungenfeuchtigkeit und Schweiß.

Und rittlings auf ihm hockte Laurel Fay, die Cheerleaderin, mit hochgestreiftem Rock. Die blanken Brüste hüpfen aus ihrer aufgeknapften Bluse, mit erhobenen Armen zerrten und drehten ihre Finger an ihrem goldroten Haar. Sie hielt die Augen geschlossen und war ungeheuer erregt. Es überraschte mich nicht, dass sie erregt war, weil ich Jamies Ständer kannte, wenn er sich erdrückte – groß, gebogen und total steif, so wie das Horn eines Tiers.

Sie wirbelte herum und starrte mich an. Sie wollte gerade »Was zum Teufel –« brüllen, als ich quer durch den Raum ging und sie von ihm hinunterschubste. Sie fiel ungeschickt hin und zwischen ihren plumpen weißen Schenkeln nahm ich ein Aufblitzen von rosafarbener klebriger Haut und kupferroten Schamhaaren wahr. Der Anblick blieb mir im Gedächtnis, wie einem ein Gemälde von Matisse im Gedächtnis bleibt. Sich beißende Farben. Erotisch, aber derb. Sie beschimpfte mich. Ein Fluch, der seltsam und vehement klang.

»Judas! Der verflixte Judas Ischariot. Du kapiert es nicht mal. Du kapiert es nicht mal! Er will das! Er braucht das! Ich scheiß auf dich und den Rest von euch! Tod trifft auf Leben! Leben trifft auf Tod!«

Ich wickelte die Frischhaltefolie von Jamies Kopf, zog sie von Nase und Mund ab. Er gab ein furchtbares, die Kehle quälendes Keuchen von sich und dann hustete und hustete er, würgte einen Haufen Schleim und halb verdaute Rice Krispies hervor.

Laurel hatte sich mit dem Rücken gegen die Couch hingesetzt. Sie schenkte mir einen kurzen, mörderischen, angewiderten Blick und schaute dann in die andere Richtung.

»Er ist mein Freund.« Ich versuchte, meine Stimme völlig kühl klingen zu lassen. »Er ist mein bester Freund und du hättest ihn verdammt noch mal fast umgebracht.«

»Ich dachte, genau darum geht's«, gab Laurel schroff zurück. Sie griff nach ihrem BH, machte ihn zu und stopfte ihre Brüste wieder hinein.

Ich wiegte Jamie in meinen Armen. Seine Brust hob und senkte sich, hob und senkte sich, wie bei einem erschöpften Schwimmer, der weiß, dass er es nicht schaffen wird, die Küste zu erreichen, dem aber kein Grund einfällt, warum er aufhören sollte zu schwimmen.

Seine Augen huschten nach rechts und links und der Speichel, der aus seinem Mundwinkel tropfte, war von Blut durchzogen.

»Wieder mal ein Spielchen mit Wendy Luftfehlt«, sagte ich und tupfte seinen Mund mit einem Papiertuch ab. Dann fuhr ich damit über seine schweißnasse Stirn.

Jamie versuchte zu lächeln, aber er brachte nur ein Husten heraus. »Jeder braucht jemanden, den er liebt«, keuchte er.

Ich hielt ihn im Arm und wusste, dass er mir fehlen würde. Aber ich war so erleichtert, dass seine Chokes nicht länger mein Problem waren. Ich war so erleichtert, dass ich mich nicht länger um ihn kümmern musste – um ihn und um Wendy Luftfehlt. Falls er sich morgen strangulierte, würde ich mich total elend fühlen und ihn schrecklich vermissen, aber wenigstens musste ich mich nicht länger für ihn verantwortlich fühlen.

Es dauerte fast sieben Jahre, bis ich Jamie erneut begegnete. Ich hatte einen Journalismuskurs an der UCLA belegt und dann elf Monate lang als freiberuflicher Reporter gearbeitet, bevor ich einen Job bei der Lokalredaktion des *Sacramento Bee* ergatterte. Es war ein glutheißer Morgen im August, als Dan Brokerage, mein Chefredakteur, sich auf meiner Schreibtischkante platzierte und fragte: »Was weißt du über das *Golden Horses* draußen auf dem Highway 80?«

Ich zuckte die Achseln. »Nicht viel. Jedenfalls nicht gerade der Ort, an den man seine fromme Mutter zu einem nächtlichen Ausflug mitnimmt. Wieso?«

Dan fummelte am Drahtgestell seiner Brille herum. »Einer meiner Kontakte sagt, dass das *Golden Horses* in letzter Zeit ungewöhnlich große Besuchermassen angezogen hat, insbesondere am Freitagabend.«

»Na ja, sie haben Stripperinnen, oder? Vielleicht haben sie ein Mädchen aufgetrieben, das wirklich was Besonderes ist.«

»Das ist es nicht, was mein Kontakt sagt. Er hat angedeutet, dass dort etwas ziemlich Bizarres veranstaltet wird. Seine exakten Worte waren: ›Da geht etwas mächtig Krankes vor sich.«

Ich schielte auf den halb beendeten Artikel auf meinem Monitor. *Bürgermeister würdigt Ziergärten*. Im Gegensatz zu den meisten jungen Reportern meiner Generation konzentrierte ich mich auf optimistische Geschichten mitten aus dem städtischen Leben. Die meisten meiner Altersgenossen wollten lieber als exzentrische investigative Reporter Karriere machen und Fälle von Korruption in der Bürokratie und Polizeigewalt aufdecken. Aber ich wusste, was Zeitungen wie den *Sacramento Bee* an den Käufer brachte: kreative, fröhliche Wohlfühlmeldungen, in denen die Namen aller Beteiligten genannt wurden und alle Namen richtig geschrieben waren.

Trotzdem war ich hochofregt, dass Dan mich ausgewählt hatte,

um der Sache mit dem Golden Horses auf den Grund zu gehen. Es bedeutete, dass er mir zutraute, sauber mit den Fakten umzugehen.

»Morgen ist Freitag«, sagte Dan. »Sieh zu, dass du dorthin fährst. Es wird nicht leicht sein, reinzukommen. Mein Kontakt behauptet, sie hätten eine extrem krasse Security. Aber sprich mit einem der Türsteher, der Wolf Bodell heißt, und sag ihm, dass Presley dich schickt. Und nimm mindestens 250 Dollar in bar mit. Ach ja, und probier, wie ein Perverser auszusehen.«

»Wie sieht denn ein Perverser aus?«

»Ich weiß nicht ... Jedenfalls nicht so wie du. So einer hat keinen ordentlichen Haarschnitt und trägt kein Oxford-Hemd und sorgfältig gebügelte Hosen. Ich weiß nicht. Versuch einfach, verrückt rüberzukommen. Ein bisschen *durchtrieben*.«

»Durchtrieben«, nickte ich. »Okay.«

Das Golden Horses war ein niedriges, weiß getünchtes Gebäude mit Schindeldach, das ungefähr einen halben Kilometer südlich des Highway 80 lag – in diesem platten, von Hitze schikanierten Niemandsland zwischen West Sacramento und Davis. Ich traf kurz nach Sonnenuntergang in meinem schäbigen Bronzemetall-LTD von Ford ein und wollte erst nicht glauben, was ich sah. Der vordere Parkplatz war bereits mit Hunderten von Fahrzeugen aller Marken und Größen überfüllt – Cadillacs und Jeeps und Pick-ups und BMWs und Wohnmobile –, manche fielen fast auseinander, andere glänzten wie neu. Die Attraktion, die das Golden Horses anbot, sprach offensichtlich eine merkwürdige Mischung von Leuten an, unabhängig von Alter, Vermögen oder sozialem Status.

Als ich die staubige Holperpiste entlangfuhr, winkte mich ein riesiger Kerl mit weißem Cowboyhut und einem schlecht sitzenden schwarzen Anzug heran.

»Guten Abend, mein Freund. Wo möchten wir denn hin?«,

erkundigte er sich. Seine Augen waren gierig und blutunterlaufen, und sein Atem roch intensiv nach Whiskey und Big-Red-Kaugummi.

»Presley schickt mich.«

»Presley? Meinst du *Elvis Presley*?«

»Natürlich nicht. Ich soll mich mit Wolf Bodell treffen.«

Der Mann starrte mich sehr, sehr lange an. Seine Hand umklammerte den Fensterrahmen meines Wagens, als wäre er durchaus in der Lage, die gesamte Tür mit einem kräftigen Ruck herauszureißen. Dann hob er den Kopf und rief: »Wolf! Der Kerl sagt, Presley hätte ihn geschickt!«

Ich bekam die Antwort nicht mit, aber sie schien positiv auszufallen, denn der Mann klopfte auf das Autodach und meinte: »Park so dicht an dem Feigenkaktus, wie du's hinbekommst.«

Ich stieg aus dem Wagen. Es war eine warme Nacht. Der Himmel besaß immer noch die Farbe von warmem Boysenbeerengelee. Es roch nach Wüstenstaub, Abgasen und Abenteuer. Eine lange Reihe von Fahrzeugen fuhr vom Highway ab, mindestens 20 oder 30, ihre Blinklichter blitzten auf. Laute, harte Rockmusik drang durch den Wind an meine Ohren, ZZ Top oder etwas Ähnliches – die Art von Musik, die nach Güterzügen und dem Trampeln von Füßen klingt, Hunderten von ihnen.

Auf dem First des Schindeldachs tanzten zwei Neonpferde. Auch dort gab es blinkende Lichter, jede Menge Rauch und Menschen, die in Vorfreude johlten. Ich lief über die getäfelte Veranda zum Eingang, wo sechs oder sieben muskulös wirkende Männer in schwarzen Anzügen mit dunklen Sonnenbrillen jeden überprüften, der hineinwollte.

Einer von ihnen streckte einen Finger aus und stach ihn mir mitten in die Brust. »Hast du deinen Ausweis dabei?«, wollte er wissen.

»Presley schickt mich. Sagt, ich soll mit Wolf Bodell reden.«

Ein dünner Mann in blauem Seidenanzug tauchte aus dem dunkelroten Licht und dem Zigarettenqualm auf. Sein Gesicht war gelblich-grau und ausgesprochen ausgemergelt. Das Zahnfleisch wirkte so zerfressen, dass seine Zähne aussahen, als fielen sie jeden Moment aus. Er lief mit einem schleifenden Hinken und es ließ sich nicht übersehen, dass sein linker Arm verkümmert oder verletzt war, weil er ihn ständig mit dem rechten nach oben ziehen musste.

»Ich bin Wolf Bodell«, verkündete er in typischem Nebraska-Akzent.

»Presley schickt mich«, erwiderte ich ohne sonderliches Selbstvertrauen.

»Presley, hm? Das ist in Ordnung. Wie lange kennst du Presley schon?«

»Länger, als ich zugeben möchte«, grinste ich.

Wolf Bodell nickte und meinte: »Das ist in Ordnung. Völlig in Ordnung. Solange du Presley kennst. Bedauere, aber ich krieg trotzdem 250 von dir, wenn du dir die Show ansehen willst.«

Ich zählte das Geld ab, das mir Dave Brokerage gegeben hatte (und das ich quittieren musste). Wolf Bodell beobachtete mich dabei leidenschaftslos und sah die Scheine nicht einmal an.

»Haste diese Show schon mal gesehen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann mach dich auf was gefasst. Das ist die Show aller Shows. Was du heute Nacht geboten bekommst, wirst du nie mehr vergessen, nicht für den Rest deiner Tage.«

»Scheint beliebt zu sein«, bemerkte ich und nickte in Richtung der nach wie vor herbeiströmenden Massen.

Wolf Bodell ließ ein dünnes, gackerndes Lachen hören. »Was sind die zwei lukrativsten Güter auf diesem Planeten, frag ich dich? Und du sagst Sex. Und du sagst fremdes Leid. Genau das wirst du sagen. Die Faszination eines Ficks! Die Faszination eines

Autowracks! Tod und Sex und Terror und das Entzücken, das es mit sich bringt, mein Freund. *Schadenfreude* bis zur n-ten Potenz gesteigert!«

Wolf Bodell hinkte und humpelte um mich herum und zerrte an meinem Ellenbogen. »Ich sag dir was«, verkündete er, als er mich in das Golden Horses hineinführte, durch den Rauch und die grellen bunten Lichter und den knietiefen Rock-and-Roll. »Ich bin in Vietnam auf 'ne Landmine getreten und wie 'n Hosenscheißer in die Luft geflogen. Baumelte an meinen eigenen Eingeweiden von 'nem Baum. Kannste dir das vorstellen? Meine Kumpels haben mich befreit und irgendwie gerettet, obwohl ich immer noch jedes Mal schreien muss, wenn ich kacken geh.

Aber, weißt du, an diesem Tag hab ich was gelernt. Als ich in die Luft flog, haben meine Freunde *gelacht*. Sie lachten auch, als ich an diesem verdammten Baum hing. Aus einem ganz einfachen Grund: Sie waren froh, dass es sie nicht erwischte hatte, und weil sie dem Tod ins Auge geschaut hatten, wegen mir, ihnen selbst aber nichts passiert war.

Wenn jemand gefilmt hätte, wie ich an diesem verfluchten Baum hing, wär ich jetzt ein verfickter Millionär. Die Menschen lieben es, dem Tod auf die Finger zu schauen. Sie steh'n drauf. Genau deshalb ist Jamie Ford so irrsinnig beliebt.«

Ich blieb abrupt stehen, was einen großen bärtigen Kerl in einem rot karierten Hemd dazu brachte, sein Bier zu verschütten.

»Hey, Bohnenstange –«, begann er zu protestieren. Aber dann entdeckte er Wolf Bodell, zuckte nur die Achseln und meinte: »Ach, was soll's, hä? Ist doch nur Bier.«

»Jamie Ford?«, vergewisserte ich mich.

Wolf Bodell nahm seine getönte Brille ab. Er hatte ein Glasauge, so blau wie ein Sommernachmittag, das direkt über meine Schulter hinwegstarrte.

»Jamie Ford, ganz genau. Presley hat dir das doch bestimmt

erzählt. Jamie Ford macht das schon seit Jahren. Jamie Ford ist unser Mann. Deshalb bist du doch hier, oder?«

In diesem Moment wandte ich mich der Mitte des Golden-Horses-Saloons zu, der Tanzfläche. An den meisten Abenden spielte hier eine Country- und Westernband. Pärchen versuchten sich am Squaredance und Jive oder betrunkene Trucker schlugen sich gegenseitig die Stühle über den Kopf. Aber heute Abend – durch den wabernden Zigarettenqualm, durch die roten und gelben Scheinwerfer – erspähte ich den riesigen finsternen Aufbau eines Galgens.

Jamie Ford. Ich hätte es wissen müssen. *Die Menschen lieben es, dem Tod auf die Finger zu schauen. Sie steh'n drauf.* Und wer konnte einem den Tod plastischer präsentieren als Jamie?

Wolf Bodell drängte mich zur Bar. »Was willst du trinken?«, wollte er wissen.

»Irgendwas. Coors Lite.«

»Man kann Gevatter Tod nicht mit einem Coors Lite ins Gesicht schauen«, gackerte Wolf Bodell. »Leland – gib dem Mann einen Jack Daniel's, ohne Eis, mit einem Pabst-Bier dazu.«

Ich zog meine Brieftasche heraus, aber Wolf Bodell winkte ab und signalisierte mir, dass er nicht wollte, dass ich dafür zahlte. »Presleys Freunde sind auch meine Freunde. Und jeder Freund von Presley ist ein Freund des Todes. Wir sterben alle irgendwann, mein Freund! Alle! Also warum gehen wir so mies miteinander um? Was bringt's, einer Frau die Handtasche zu klauen, wenn man nebeneinander in einem Bus sitzt, der über einen 300 Meter tiefen Abgrund fährt? Sterben und sterben lassen. Das ist mein Motto.«

Eine vollbusige Bardame mit weiß gepudertem Pockennarben- gesicht und einem verstaubten roten Mieder aus Samt reichte mir meine Drinks. Sie musste einmal sehr schön gewesen sein. Sie zwinkerte mir zu, aber ich las nichts als Leid in ihren Augen. Ein unsteter Blick, eine schiefe Nase. Ein wandelndes Opfer von

Smirnoff oder Crack oder einem gewalttätigen Ehemann. Wer konnte das schon so genau sagen? Keine Spur von Freude jedenfalls. Noch nicht einmal Hoffnung. Ich drehte mich weg und sie rief mir zu: »Sei doch nicht so ungesellig, Schätzchen!«

Wolf Bodell stieß mich mit dem Ellbogen an und grinste. »Weißt du, was dein Problem ist? Du bist viel zu nett. Alle von Presleys Freunden sind viel zu nett. Du spielst nicht zufällig Poker? Ich genieße es, mit wirklich netten Menschen zu pokern. Wie Lämmer zur Schlachtbank, sage ich immer. *Nastrovje!*«

Er kippte seinen Jack Daniel's hinunter und ich kippte meinen Jack Daniel's und hustete. Er schnippte mit den Fingern, um zwei weitere zu bestellen, und ich wollte gerade *Nein danke!* sagen, *für mich nichts mehr*, als die Lichter gedimmt wurden und eine kratzige Fanfare aus den Lautsprechern plärrte. Ein hagerer rothaariger Mann in hellroter, mit Pailletten besetzter Cowboy-montur trat ins Scheinwerferlicht und hob in einer dramatischen Geste den Arm, um für Ruhe zu sorgen.

»Leeedieees äääänd Tschentelmääänn!«, verkündete er. »Heute Abend, zu eurer puren Begeisterung und zu eurer unverhohlenen Skääpsis, präsentiert euch das Golden Horses die Attraktion aller Attraktionen, ein schallendes Lachen ins Gesicht von Beelzebub persönlich, den Spötter der Sterblichkeit! Den Mann, der seine Befriedigung an der Schwelle zum Tod sucht.

Jawohl, Leute ... hier ist er wieder, Jamie Ford, der Häuptling des Henkerknotens. Er riskiert seine Auslöschung für euer Vergnügen und seine eigene sex-u-elllle Befriedigung. Er wird taaaaatsächlich von diesem Galgen baumeln, geprüft und für authentisch erklärt und basierend auf demselben Modell, das benutzt wurde, um Charles J. Guiteau, den Mörder von Präsident James Garfield, im Jahr 1882 zu hängen.

Was ihr gleich sehen werdet, ist ein einzelner Mann, der dem Tod aus puuurem Vergnügen ins Gesicht blickt. Und er hat

Rechtsdokumente unterzeichnet, um das Golden Horses von jeglicher Verantwortung freizusprechen, falls es schiefgeht.

Aber seid gewarnt ... der Auftritt, den ihr gleich miterlebt, ist eindeutig nur für Erwachsene und schockierender als alles, was ihr je zuvor gesehen habt oder noch sehen werdet. Falls es sich also irgendeiner von euch anders überlegt und gerne sein Geld zurückhätte, dann sollte er sich jetzt melden.

Denn hier ist er, Leeedieees ääänd Tschentelmääänn, der Held des Hanfseils, das Schlitzohr der Schlinge ... J-a-a-a-mie Ford!«

Wir wurden halb betäubt von einer knisternden Hornfanfare aus den Boxen, aber so gut wie niemand applaudierte. Ich sah mich im Golden Horses um, durch den vergänglichen Zigarettenrauch, und stellte fest, dass sie alle ungeheuer nervös waren und ihre Aufmerksamkeit vom Galgen gefesselt wurde. Jeder trug das gleiche schuldbewusste, gebannte Stieren im Gesicht – und ich vermute, ich bildete keine Ausnahme. Wir waren wie Menschen, die an einem Autounfall mit tödlichem Ausgang vorbeifahren – entsetzt, fasziniert. Die Sanitäter hätten uns als Leichenfledderer bezeichnet.

»Hier«, sagte Wolf Bodell, stieß mich am Arm und reichte mir noch einen Whiskey. »Das nenne ich eine Show. Eine der besten im ganzen Land, wenn ich das so behaupten darf.«

»Und du bist der Promoter?«

»Eher so etwas wie sein Manager.«

»Wie managt man einen Mann, der sich selbst erhängt?«

Wolf Bodell stürzte seinen zweiten Drink runter. »Alles auf Gottes Erden muss gemanagt werden. Du glaubst doch nicht, dass Kühe zufällig geboren werden? Es gibt immer einen, der etwas tun möchte, und einen anderen, der dabei zusehen will. So einfach ist das. Die Kunst besteht darin, den Exhibitionisten und den Voyeur am selben Ort zu versammeln und daraus Profit zu schlagen. Das ist die Aufgabe eines Managers.